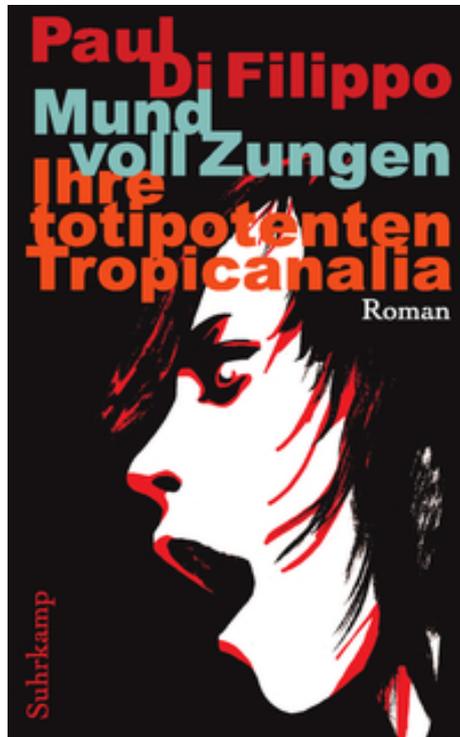


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Di Filippo, Paul
Mund voll Zungen

Roman

Aus dem Amerikanischen von Dietmar Dath

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4183
978-3-518-46183-9

suhrkamp taschenbuch 4183

NEUGOTHIC

Herausgegeben von Dietmar Dath
Band 2

Amerika im Jahr 2015. Kerry Hackett unterzieht sich einer unheimlichen Transformation. Sie verschmilzt mit einem parabiologisch erschaffenen Wesen und wird zu einer Art alchemistischer Gottheit: übermenschlich, übersexualisiert und fähig, ihrer Gestalt jede nur erdenkliche Form zu verleihen. Sie verlässt die von einem totalitären Regime beherrschten USA und zieht in den Dschungel Brasiliens. Dort erprobt sie ihre neuen Fähigkeiten an jenen, die sich ihrer für würdig erweisen, und strebt auf eine neue Daseinsstufe zu.

Paul Di Filippo, 1954 in Providence, Rhode Island, geboren, ist Verfasser zahlreicher Science-fiction-Erzählungen und -Romane. *Mund voll Zungen* ist sein erster ins Deutsche übertragener Roman.

Paul Di Filippo

Mund voll Zungen

Ihre totipotenten Tropicinalia

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch

von Katja Bendels

und Dietmar Dath

Mit einem Vorwort von

Dietmar Dath

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2002
bei Cosmos Books

© 2002 by Paul Di Filippo
Published by arrangement with WILDSIDE PRESS LLC

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Umschlagillustration: Christopher Tauber

Suhrkamp taschenbuch 4183

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2010

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels

ISBN 978-3-518-46183-9

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Dietmar Dath

Die Hüterin des Fiebers

Der Peitschenschlag im grellen Scheinwerferlicht der Pornoproduktion auf einem gesetzlosen Hinterhof in San Francisco kann für alle Beteiligten schrecklich öde sein; die Berührung zweier schüchternen Füßchen unter der frischgewaschenen Bettdecke eines spießigen Hotels andererseits das Aufregendste.

Erotische Literatur handelt davon, dass Überschreitung und Zucht, Chaos und Ritual, Orgie und Treue einander wie alle Gegensatzpaare, die überhaupt etwas taugen, nicht nur berühren und ergänzen (dass sie das tun, weiß ja sogar die Theologie), sondern im tiefsten Grund sogar bedingen (dies wissen nur Schmuddelengel und alle, die gelernt haben, denen zuzuhören). Von unten kann man sich über das freuen, was oben ist, und umgekehrt. Nur heute Nacht (nicht im vagen Unendlichen) ist Ewigkeit. Das Fassbare ist das Heilige.

Deshalb lehrt schon die walisische Dichterin des fünfzehnten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung Gwerful Mechain in ihrem Werk »Cywydd y Cedor«, dass alle sauberen Barden, die Frauen und Mädchen besingen, ohne dabei auf die Vagina einzugehen, in Wirklichkeit Frauenverächter seien, weil sie im Verschweigen der körperlichen Schönheit die angeblich geliebte geistige zum bloßen Schamschleier erniedrigen. Ganz nach derselben Einsicht feiern Diderots »Geschwätziges Kleinode« das Einanderausgeliefertsein von Hier und Himmel, von genauer Sittenbeobachtung (bei der Schilderung der Liebeslügen, mit der Menschen einander zum Kuscheln verführen) und abstruser Phantastik (wer hat schon mal eine Muschi sprechen hören? – selbst die Titelheldin in Carlton Mellicks Meisterwerk »The Haunted Vagina« von 2006 bleibt weitgehend stumm, und die ist immerhin das Portal in eine andere Welt).

Man wird solche wuselnden Widersprüche – Erfüllung von Gesetzen heißt deren Überwindung, Abstraktionen kann man anfassen, Berührungen kann man denken, ein arangierter Augenblick kann so spontan sein wie ein spontaner, umgekehrt, streng formalisiert – bei allen Klassikern der Gattung finden: In den Biographien von Göttinnen, die der taipingzeitliche Chinese Sun Wei geschrieben hat, wie in den Celestina-Dialogen des Fernando de Rojas, bei Kathy Acker wie bei den Surrealisten, bei Sappho wie bei Aphra Behn, bei Ariost so gut wie bei Lucie Delarue-Mardrus («Will dich begehren, bis ich weinen muss«).

In Paul Di Filippos Roman »A Mouthful of Tongues« aus dem Jahr 2002 ist jener wichtige paradoxe Grundzug der ganzen Gattung allgegenwärtig.

Er trägt nicht allein die den Erzählgang überwölbende gnostische Licht-und-Schatten-Architektur (durch Erniedrigung zur Freiheit, durch Mord zum Gebären, durch Egoismus zur Großzügigkeit ...), sondern bleibt sich ähnlich bis in einzelne Wendungen, die das Riesige mit dem Intimen, das Objektivste mit dem Privatesten vermählen, als ständiger »seachange of self« (das geheimnisvolle Wort vom Wechsel der Meere als Chiffre für die Wandlung aller Wahrnehmungen, das Di Filippo an zentraler Stelle gebraucht, hat die englischsprachige Literatur von Shakespeare gelernt; es steht in seinem tiefsten Märchen, dem »Sturm«).

»A Mouthful of Tongues« ist eine Irrfahrt: Aus einer nahen innerstädtischen Zukunft, die im schlimmen Zeichen von Überwachung, Schäbigkeit, Anomie, kriechender Durchseuchung des Lebens mit letalem Hoffnungsschwund und nagendem Stumpfsinn vor sich hin darbt, führt der Weg in den Nabel Gottes, nämlich in die bizarre Biotik eines künstlichen Lebewesens, dessen Zellen sich zu jeder überhaupt vorstellbaren Art Organ zusammenfinden können.

Als das Geschöpf im Leib der Heldin Kerry Hackett zu

sich kommt, hebt diese köstliche Katastrophe das Mädchen aus dem trostlosen Alltag in ein neues, kosmisches Spiel. Kerry flieht die urbane Enge und betritt magisch-realistische Tropen, das Land Bahia, wo sie den schwitzenden Machismo der lokalen männlichen Eliten verführt, kapert, auffrisst und als Zunder bei der Erschaffung einer neuen, verspielt perversen Welt verbrennt.

Ein Schamane stellt sie auf ihrem Pfad lustvoller Vernichtung und erkennt in ihr eine Heilige, die von den Spuren der Leiden ihres vorigen Lebens entstellt ist. Mit Hilfe seines Stammes kann sie ihre Narben abstreifen, wie eine vollkommen transzendente, in allen Farben des Glücksversprechens schillernde Schlange falsche irdische Haut loswird.

Wer ist Kerry Hackett?

Ein zartes und verletzliches, immer hellwaches Herz, das zum hormonbrandlodernden Ungeheuer wird, auf dass die zahllosen kleinlichen, missgünstigen, ferngesteuerten Arschlöcher, mit denen die Menschenwelt zugestopft ist bis in die letzte Ritze, die Zärtlichkeit schöner Seelen nicht länger als Einladung zu deren Vergewaltigung missdeuten können und ihre Verletzlichkeit nicht länger als Aufforderung, sie zu verletzen.

Diese Kerry Hackett, Rächlerin zerknickter Orchideen und Hüterin des Fiebers, hat sich nur einer ausdenken können, der weiß, dass Kunst, die auf sich hält, das Leben weder imitiert noch ersetzt, sondern steigert. So jemand ist Paul Di Filippo.

Wie wird man Paul Di Filippo?

Als die meisten anderen jungen Wilden im Science-fiction-Genre sonnenbrillenmaskierte, in schwarzes Leder gehüllte, mit frühen tragbaren Personalcomputern behängte Verfechter der Untergattung »Cyberpunk« (also von Computernetzwerken, rechnenden Räumen und virtuellen Spielen hypnotisiert) waren, wandte sich Di Filippo einer ande-

ren Strömung der spekulativen Phantastik zu, die er »Ribofunk« nannte; »Ribo« nach den Ribosomen in der Zelle, kleinen Montagesstationen für Proteine, »Funk« nach der vertracktesten Körpermusik der großen und ruhmreichen schwarzen Band- und Chaosorchestertradition.

»Biologie statt Informatik« wäre eine viel zu grobe Beschreibung für den Schritt, mit dem Di Filippo seinerzeit ins Eigene fand. Denn da »Biologie« und »Informatik« wissenschaftliche und nicht ästhetische Vokabeln sind, verfehlen sie die Geste, um die es ihm ging. Der Unterschied zwischen anderen und ihm, der sich in den beiden Gattungsnamen »Cyberpunk« und »Ribofunk« ausspricht, ist eher als Inschrift der Differenz zwischen dem herkömmlich verbiestert besserwisserischen Rebellentemperament und einem viel kniffligeren zu verstehen statt als banale Verschiedenheit von Forschungsfeldern.

Kybernetik ist eckig, Ribosomen dagegen sind quietschleibend; Punk ist (gerechtfertigter, aber auf die Dauer wirklich nicht abendfüllender) Schockprotest, Funk dagegen meint die Beweglichkeit derer, die Besseres zu tun haben, als in verhärmter Daueradoleszenz gegen irgendetwas Vorgefundenes aufzubegehren. Küssen und den eigenen Speichel mit dem einer anderen, interessanten Person vermischen, statt von der Bühne in die Menge spucken; die bunten Haare des mit sich selbst sehr gut befreundeten George Clinton statt die ebenso bunten Haare unzufriedener, in sich pathetisch zerrissener Lehrlinge, Gymnasiastinnen oder Hausbesetzer.

Spiel doch mal ein neues Lied, zorniges Geschlecht!

Spielen lernen kann man bei Paul Di Filippo so gründlich, dass man sich schließlich fragt, ob es überhaupt irgendeinen Ernst des Lebens gibt, der nicht schöner, umfassender und wahrer würde, wenn man ihn angehe wie dieser Autor seine Themen: In der Datenspeicherromanze »Ciphers« spielt

er so behende mit dem Zitatenschatz der alten und neuen Dichtungen (von Christopher Marlowes Faust bis zu Songtexten von Little Richard), dass selbst das Fassungsvermögen der sogenannten Postmoderne zerreißt; in der Multiversumsgroteske »Fuzzy Dice« wagt er, was Einstein dem lieben Gott untersagen wollte, nämlich mit dem Kosmos Würfel zu spielen; in der Erzählung »Walt and Emily« spielt er gar mit dem Allerkostbarsten – dem Herzen der Dichterin Emily Dickinson (und das gelingt ihm, ohne dass dieses komplizierteste und unersetzlichste aller literarischen Organe bei seinen Jongleurstricks auch nur einen Kratzer abbekme).

Dass ich, um mal eben persönlich zu werden (es geht ja um Lust, Liebe, Freiheit und Schmerzen in »A Mouthful of Tongues«, wie sollte also zu vermeiden sein, dass man persönlich wird?), diesen Autor sehr bewundere, wird man gemerkt haben.

Der Versuch, die Übersetzung von Katja Bendels mit ein paar eigenen Einfllen zu unterstützen, die von dem zehren, was ich über Di Filippo, seine Quellen und Absichten zu wissen meine, hat hoffentlich davon profitiert, dass mir die Bewunderung genug Bescheidenheit beigebracht hat, um mich wissen zu lassen: Vollständig sind die Flexibilität seiner Sprache, die mit allen Feuern gewaschene Vielfalt seiner Tonflle und der Reichtum seiner Anspielungen ohnehin nicht zu übertragen.

Ein weniger anspruchsvolles, der unerreichbaren Vollständigkeit an Wert aber ebenbürtiges Ziel blieb mir bei der Arbeit immer vor Augen: Die Übertragung der Haltung, die der Dichter eingenommen hat, als er seine Heldin zeichnete.

Di Filippo zeigt uns seine Kerry so, wie die beste erotische Literatur (ein paar Beispiele habe ich oben genannt) uns ihre wichtigsten Menschen zeigt – als Seele, die ihren Körper

nicht irgendwie »hat« (oder, ein anderes dummes dualistisches Bild, von diesem bewohnt wird), sondern in diesem Körper sie selbst werden will (also nie abschließend »ist«; den Zustand der Identität des empfindenden mit dem verstehenden Ich erreicht das Denktier Mensch wohl nie; immer aber sehnt es sich nach ihm, fast so sehr wie nach dem anderen Menschen, von dem es geliebt wird).

Schlechte erotische Texte wollen (und erreichen) nur, dass man die Puppen, die sich in ihnen winden, für ein paar gepresste Augenblicke begehrt. Paul Di Filippos Buch dagegen will (und erreicht), dass der aufmerksame Leser, die sorgfältige Leserin das Raubkatzenkind Kerry liebt.

Sind wir wie sie?

Ist sie wie wir?

Nein. Ja. Vielleicht.

Gewissheiten gibt es hier keine; Gespür überall.

Das ist Liebe.

Mund voll Zungen

Ihre totipotenten Tropicinalia

IN MEMORIAM

Kathy Acker

1948-1997

Über unbekannte astrale Ozeane, wo unzählige saftig grüne Inseln blühen, deren Küstenlinien an die Formen weiblicher Körper erinnern, steuert Pussy ihren schwerfälligen schwarzbeflaggten muschelbewachsenen Korsaren noch immer gen Ewigkeit. Als Herrin einer lüsternen Piratencrew plant sie das Getümmel der Übertretungen, befehligt Plünderzüge im Reich der Ideen, stiehlt Schatzkartenfetzen der Wortkunst aus den verschlossenen Koffern braver Bürger und narrt alle jämmerlichen Jäger.

Für Deborah

Sie sah, sie kam, sie siegte.

»Wie habe ich ganze Nächte hindurch die armen, schönen, zärtlichen, sanften Frauen von ehemals beweint, deren Arme sich für den Kuß aufboten und die nun tot sind! Der Kuß selber ist unsterblich! Er geht von Lippe zu Lippe, von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Zeitalter zu Zeitalter. Die Menschen pflücken ihn, geben ihn und sterben.

Guy de Maupassant, »Das Haar«

»Die ... »erogenen« Zonen [können] aber ebenso auch als »gnosogen« bezeichnet werden ..., denn sie führen nicht nur zur »Lust«, sondern sind ebenso auch *Erkenntnisstellen* der Wirklichkeit.«

Erich Neumann, Das Kind

»Er litt darunter, fleischlose Gestalten gezeichnet zu haben, die sich in einer verrückten Welt bewegten und niemals überzeugen konnten.«

Georges Bataille, Abbé C.

Erster Teil

Wieder in diesen Traum. Den tiefen, dunklen, gefährlichen Traum.

Pelziger Mulch unter ihren nackten Füßen knackt mit jedem vorsichtigen Schritt, kleine Zweige und leere Samenhülsen kribbeln unter ihren Fußsohlen. Getöntes Sonnenlicht schweißt hoch oben Blatt an Stamm im dichten schlitzdurchschossenen lebendigen Blätterdach, färbt die gerillten Baumstämme bronzefarben, federt von den Früchten und Nüssen, die an den Zweigen hängen, verirrt sich im dichten Unterholz, regnet bernsteinfarben von den Bögen der Lianen. Die geheime Sprache der Insekten dringt wie ein hieratisches Summen an ihre Ohren, die Rufe der Vögel begleiten wie kryptische Weisungen ihren Weg. Feuchtschwüle Luft liebkost ihren – unbedeckten? Ja, gänzlich unbedeckten – Körper.

Mit jedem Schritt lockt der üppige Dschungel sie tiefer in sich hinein, Zuversicht und Wohlbehagen branden in ihr auf. Freudig breitet sie ihre Arme aus und streichelt warmgoldene Baumstämme und wächsern jadegrüne Blätter. Sie kniet nieder, um wohlschmeckendes Regenwasser aus dem unwirklich reinen Kelch einer Karnivore zu trinken, während die Stempel ihre Nase kitzeln. Schwermütige Eidechsen huschen von den heißen Steinplatten, um unter einladend zeltförmigen Farnwedeln Schutz zu suchen. Ein Papagei mit rotgestreiftem Schnabel folgt von Ast zu Ast flatternd ihrem zufallsgebahnten Weg und zwinkert ihr mit schräg gelegtem Köpfchen zu. Schmetterlinge, so groß wie ein zartes Damentaschentuch und ebenso kunstvoll verziert, umschweben sie schimmernd für einen Moment, bevor sie davonfliegen.

Da sieht sie den mächtigen, selbstbewussten Abdruck einer Tatze, der ein nacktes Fleckchen Erde schmückt.

Ängstlich versteckt sich die Sonne hinter einer vorüberziehenden Wolke. Ein unsichtbares Ungeheuer hustet belend. Eine Schlange huscht über den Pfad, nicht mehr als ein Schlingern im Augenwinkel. Irgendwo lacht ein Affe. Der Tatzenabdruck scheint vor ihren Augen zu wachsen, bis er ihr gesamtes Blickfeld ausfüllt. Er lässt die Zeit stillstehen, seine Form beschwört das Werkzeug herauf, das es in den Boden gestempelt hat: vier mit kräftigen Krallen versehene Zehen, raue Ballen so groß wie Untertassen; die Afterkralle hat eine dünne Linie in den Boden geritzt.

Drei oder sechs Sandkörner lösen sich vom Rand des Tatzenabdrucks und stürzen in seine Tiefen, bringen die Zeit zurück. Panisch beginnt sie zu rennen.

Jetzt ist der Dschungel nicht mehr einladend, sondern bedrohlich. Zweige schlagen gegen ihre Arme und hinterlassen rote Striemen. Dornen bohren sich in ihre Flanken. Die verborgenen Öffnungen von Kaninchenhöhlen laden ein, sich die Knöchel zu brechen. Bäume rücken näher zusammen, um ihr den Weg zu verstellen.

Ihr Atem keucht aus den Lungen, Schweiß brennt in ihren Augen. Ihre Zunge schmeckt Blut, das langsam über ihre Oberlippe rinnt wie die ersten Tropfen aus einem brechenden Damm.

Sie stürzt aus einer Wand peitschender Zweige und Blätter auf eine weite, grasbedeckte Lichtung – und erkennt zu spät, welch fatalen Fehler sie begangen hat. Sie dreht um, versucht zurückzulaufen, doch der feinmaschige Vorhang verhindert jedes Eindringen. Verzweifelt sprintet sie über die Waldlichtung, in der Hoffnung auf Rettung.

Auf halber Strecke blickt sie zurück wie von einer fremden Macht gezwungen.

Der Jaguar ist aus dem Wald herausgetreten.

Er ist größer als sie, seine massige Präsenz dominiert die Lichtung wie ein herabgefallenes Stück sternloses Universum, sein schwarzes Fell schimmert als Mantel, gesponnen aus tiefster Nacht. Trotz der Entfernung zwischen Frau

und Tier erfüllt das Gesicht des Jaguars ihr gesamtes Sichtfeld: Seine Tasthaare, dick und glänzend wie Glasfaser, ragen an beiden Seiten seines runden Mauls eine halbe Armlänge weit in die Luft. Seine roten Augen leuchten, die feuchten Nüstern sind gebläht, die Kehle pulsiert mit der rohen Lebenskraft seines Herzschlags. Eine Zunge wie ein samtener Waschlappen schnell hervor, gleitet einmal ums Maul und verschwindet wieder. Der Schwanz, wie die geschmeidig geschwungene Linie eines alten Meisters auf Leinwand, peitscht die schwüle Luft.

Beinahe gelähmt vor Furcht, das Bild der Katze in ihre Seele gemeißelt, versucht sie weiterzulaufen, stolpert nach nur wenigen Schritten und landet auf Händen und Knien.

Schon ist der Jaguar über ihr, auf ihr, umhüllt sie mit seinem massigen Körper wie ein schwerer Umhang. Starr vor Angst, bleibt ihr der Schrei in der Kehle stecken.

Sie wartet auf den Biss, der ihr das Genick brechen wird.

Doch der bleibt aus. Langsam, während saurer Schweiß ihre Achselhöhlen ätzt, kehrt genügend Verstand zurück, um feinere Eindrücke aufzunehmen.

Die Vorderläufe des Jaguars pressen ihre Rippen unterhalb der gefluteten Achselhöhlen zusammen wie pelzige Fassdauben. Der schwere Kopf liegt auf ihrer rechten Schulter, sein linkes Ohr umschließt das ihre wie zwei Hälften einer Muschel; würde sie sich jetzt umdrehen, müßte sie in seine schlitzförmigen Pupillen blicken. Warmer fleischiger Atem gleitet über ihre Wangen. Die muskulösen Hinterbeine des Jaguars umklammern ihre von außen, der einzige Schmerz, den sie spürt, stammt von einer Afterkralle, die sich in ihren Schenkel bohrt.

Dann schiebt sich etwas langsam wie eine träge Vorahnung zwischen ihre Arschbacken.

Der anschwellende Penis des Jaguars, prall und voller Saft, gleitet aus seiner pelzigen Hülle, über der Wurzel bildet sich ein Knoten in der Größe einer doppelten Walnuss. Das heiße Glied der Katze entflammt ihr zartes Fleisch, und

ihre verräterische Möse, die keinen Unterschied macht zwischen Biest und Mensch, schwillt bereitwillig an.

Der Jaguar hält sie noch immer fest umklammert. Jetzt rutscht er langsam, Zentimeter um Zentimeter zurück, bis sein borstiges Kinn in ihrem Genick ruht. Die Spitze seines Glieds bewegt sich zielsicher zwischen ihren Arschbacken hindurch, verweilt für einen Moment an ihrem Anus und ruht dann an den feurigen Lippen ihrer Möse.

Der Jaguar krümmt den Rücken, und sein Glied gleitet bis zum Knoten hinein. Sie schreit auf, fällt mit dem Oberkörper nach vorn, und die Katze stößt ganz hinein.

Sie ficken. Ihre rechte Wange liegt im weichen Gras, ihre Nippel kratzen über die Erde.

Jedes Mal, wenn der Knoten hinein oder hinaus gleitet, stöhnt sie wortlos auf. Ihre inneren Schamlippen folgen den Bewegungen des Katzenpimmels und stülpen sich abwechselnd nach innen und außen.

Die Stöße des Jaguars werden schneller, und ihre Arschbacken erzittern in klangvollen Schwingungen. Ein letzter, beinahe unerträglicher Stoß lässt den Jaguar ejakulieren und bringt sie zu ihrem eigenen titanischen Höhepunkt.

Während der walnussförmige Knoten ihre Gebärmutter verschließt, durchströmt die brodelnde Flüssigkeit ihren Körper und die Transformation beginnt. Sie spürt, wie ihre Gliedmaßen schmelzen und sich neu formen, wie ihr Rumpf sich streckt und ihr Gesicht sich verwandelt.

Sekunden später lassen die beiden Jaguare sich ins üppige Gras fallen, zwei geschmeidige schwarze Raubkatzen, die eine groß, die andere klein, liegen ineinander verschlungen und lecken sich gegenseitig die Mäuler unter der Sonne.

Kerry Hackett öffnet die Augen. Das letzte Beben ihres Traumorgasmus verläuft auf ihren nackten Gliedern und verebbt in ihrem Unterleib. Eine leichte Röte legt sich ihr um Hals und Dekolleté wie ein leuchtender Ringkragen. Ihr ist so heiß, dass sie trotz der eisigen Winterkälte in ihrer unge-

heizten Wohnung die Decke von sich strampelt. (Der Strom ist wieder einmal rationiert, diesmal bis zum Mittag.) Ihre eigensinnige Möse hat einen feuchten Fleck auf den Bettlaken hinterlassen. Ob Tango es merken wird? Wohl kaum, denn der hünenhafte Mann schläft tief und fest auf seiner Seite des Bettes wie ein bereits teilweise eingefallener, aber mit seinem bleichen Antlitz noch immer gutaussehender Leichnam in Erwartung der zärtlichen Fürsorge eines Einbalsamierers.

Die Uhr auf dem Nachttisch zeigt in leuchtend roten Ziffern sechs Uhr dreißig, noch eine halbe Stunde bis zur eingestellten Weckzeit. Kerry schaltet den Alarm aus und gleitet aus dem Bett. Der raue Holzboden beleidigt ihre Füße, und sie eilt ins Bad, wo zumindest eine Baumwollmatte zwischen ihr und der Welt vermittelt.

Im hell erleuchteten Badezimmer, hinter verschlossener Tür, bildet ihr Atem Dunstwolken in der kalten Luft. Sie flutet die Keramikschüssel der eisigen Toilette mit dampfender Pisse. Dank klammer Geldbörse und Rationierung gibt es wieder einmal kein Klopapier. Egal, sie wird gleich eine heiße Dusche nehmen – sofern die Gasversorgung der Stadt nicht wieder zusammengebrochen ist.

Bevor sie vom Klo aufsteht, sucht sie nach Anzeichen ihrer anstehenden Periode. Noch nichts.

Kerry kann dem Hahn tatsächlich heißes Wasser entlocken. Sie entspannt ihre Muskeln, die sich in Erwartung einer eisigen Enttäuschung verkrampft hatten, und schrubbt sich das Gesicht mit dem Schaum eines kleinen Restchens gelber Seife. Sie lässt das Handtuch vor ihrem Gesicht herabsinken und betrachtet sich im Spiegel: kurzes dichtes schwarzes Haar, das fransig in die hohe Stirn fällt, kornblumenblaue Augen, eine kleine Nase, volle breite Lippen, ein rebellisch vorgerecktes Kinn. Doch ein Teil ihrer Gesichtszüge versinkt in Getöse: Ein gigantisches portweinrotes Muttermal, immerwährender Liebesbeweis der Götter, Erinnerung an einen ungeschickten Klapperstorch, erstreckt

sich über ihr halbes Gesicht, die Karte einer Terra Incognita, die einen asymmetrischen Teil von Stirn, Nase, linker Augenhöhle, Wange und Kiefer verdeckt.

Unter der Dusche seift Kerry sich ein und schrubbt kräftig zwischen ihren Beinen, als versuche sie den immer wiederkehrenden Traum fortzuwaschen. Sie knetet ihre Möse, wie um den Samen des Traumjaguars herauszuquetschen – oder vielleicht auch tiefer hineinzupressen. Obwohl sie sexuell befriedigt ist, reagieren ihre Brustwarzen auf die Berührung. Sie stellt die Dusche ab und steigt hinaus. Das Wasser, das von ihren stehenden Brüsten hinabrinnt, erinnert an die Lichtstrahlen, die in ihrem Traum von den Lianen rieselten.

Sie putzt sich die Zähne mit Backpulver und Bleichmittel, die körnige Paste in der hohlen Hand. Am von der Feuchtigkeit beschlagenen Spiegel legt sie ein minimales Make-up auf: frostige Augen und eisige Lippen, passend zum Nagellack.

Wieder im Schlafzimmer, bloß vom Licht aus dem Badezimmer erhellt, zieht Kerry sich rasch an. Azurblauer BH mit passendem Slip. Schwarze Strumpfhose, die weit oben, dort wo sie zusammenkommen und sich straffen, ihre Schenkel umspannt. Ihr braunes, zweitbestes Kostüm scheint das sauberste zu sein. Eine goldene Kette, die einmal ihrer Mutter gehörte, schmiegt sich eng um ihren wohlgeformten Hals und ergänzt tapfer und ohne Unterstützung weiterer Schmuckstücke das Outfit. Ein alter Stoffmantel mit falschem Fellkragen. Stiefel, um durch die verschneiten Straßen zu laufen, unauffällige Schuhe mit flachen Absätzen in der Handtasche. Sie nimmt ihre Geldbörse von der Kommode, schaut in deren enttäuschende Abgründe und zupft schließlich einen ihrer beiden letzten NU-Fünfer heraus, den sie unter Tangos sechs Medikamentendöschen auf dem Küchentisch schiebt, wo er ihn sehen wird.

Ihr Liebhaber schläft immer noch, das Gesicht tief im Kissen vergraben. Kerry seufzt, küsst ihn flüchtig auf den Hin-

terkopf und verlässt die Wohnung ohne Frühstück und Abschiedsgruß.

Im Foyer verbreitet eine einzelne gelbe Glühbirne schummriges Licht. Die Haustür mit ihrem aufgebrochenen Schloss steht einen Spalt breit offen. Inmitten des ganzen Mülls, den der Wind hereingeweht hat, döst ein Obdachloser, eingerollt in eine schmierige blaue U-Haul-Decke. Sein tuberkulöses bärtiges Gesicht, das aus der Decke hervorschaut, starrt so von Schmutz, dass es unmöglich ist, Hautfarbe und Alter zu bestimmen. Als Kerry versucht, um ihn herumzusteigen, bewegt sich der Polyester-Kokon. Der Mann öffnet ein wässriges Auge und streckt seine vor Kälte schwarzgefrorene Hand aus.

»'n bisschen Kleingeld, Miss?«

Kerry kramt eine Handvoll neuer Blech- und alter Silbermünzen hervor und schüttet einen kleinen Betrag in die von Schwielen zerfurchte Hand.

»Göttersegen, Lady.«

Sie öffnet die Tür ein wenig weiter, bis diese beinahe die deckenumwickelten Füße des Obdachlosen zerquetscht, und tritt hinaus.

Die Dämmerung führt einen heftigen Kampf gegen ganze Bataillone panzergrauer Wolken. Wochenalter Schnee, der mittlerweile aussieht wie in Ruß gewälztes, zerfressenes Plastik, häuft sich vor den Kellerfenstern und klebt in festgestampften Flecken auf dem Bürgersteig, eine tückische Falle für jeden Fußgänger. Kerry steigt vorsichtig die zehn bröckelnden Treppenstufen hinab, zieht den Mantel enger und macht sich auf den Weg zur Arbeit.

Nationalgardisten, Jäger in Tarnanzügen auf der Pirsch im Großstadtdschungel, scheinen an diesem Morgen allgegenwärtig, was nur eine mäßig beruhigende Wirkung hat. Zu zweit oder in Dreier-Teams, gelegentlich auch als Quartett, ziehen sie wachsam ihre Runden durch das Viertel. Dabei tragen sie ihre glänzenden Gewehre wie Zelebranten auf dem Land ihre Getreidebündel. (Die Vierergruppen unter

ihnen tragen zudem noch die einzelnen Zutaten einer Schaumlähmkanone für den Fall plötzlicher Aufstände.) Die jungen Garden, egal ob Mann oder Frau, beachten sie kaum, und auch Kerry geht mit erhobenem Kopf und starr geradeaus gerichtetem Blick an ihnen vorbei.

Abgesehen von einem methanolgetriebenen Bus, einer Limousine und ein paar Trikes, die durch die Straßen schlittern, ist der Verkehr beinahe vollständig zusammengebrochen.

An einer Kreuzung hört Kerry plötzlich Schüsse – ein kleinkalibriges Rattern – und zuckt unwillkürlich zusammen. Doch da die Fußgänger vor ihr keine Anstalten machen, sich in Sicherheit zu bringen, läuft auch sie vorsichtig weiter. Das Geheimnis der Schüsse wird bald gelüftet: Auf der Shepard Street ist eine Gruppe von Bauarbeitern damit beschäftigt, eine Barrikade aus Sperrholz um ein noch qualmendes Gebäude zu errichten, das Rattern ihrer Bolzenschussgeräte simuliert den Angriff.

Als sie nur noch einen Block von ihrem Bürogebäude entfernt ist, kauft sich Kerry ihr Frühstück an einem unbesetzten Verkaufswagen: einen in Folie verschweißten Bagel, bereits geschnitten und belegt, und Kräutertee in einem Pappbecher. Der Wagen nimmt ihre drei Nudiemünzen entgegen und eilt davon, um – seinen programmierten Befehlen folgend – den nächsten Kunden zu verführen.

Wenig später ist sie am Ziel. Dezentere Schilder aus Bronze an dem unauffälligen Gebäude verweisen auf die hier ansässigen Firmen. Kerrys Blick wandert zu einem der Namen: DIAVERDE PARABIOLOGICALS. Ein kleines Atrium bildet den Eingangsbereich. Sie nickt dem Empfangschef, den beiden privaten Sicherheitsleuten hinter der Panzerglasscheibe und deren Kollegen zu, die durch die Empfangshalle patrouillieren. Den keimfreien Bagel auf dem Deckel ihres Pappbechers balancierend, hält sie ihre freie Hand in das Maul eines an die Wand montierten Scanners. Der stiehlt ihr einige tote Hautzellen, unterzieht sie einer Doppelhelix-

Identitätsprüfung und versichert sich mithilfe weiterer Tests, dass ihre Hand noch immer am dazugehörigen Körper befestigt ist. Kurz darauf öffnet ein Aufzug seine Türen und bittet sie einzutreten.

Diaverde belegt die Etagen zehn bis fünfzehn des Gebäudes. Kerry fährt bis ganz nach oben, in die Verwaltung, wo die Türen des Aufzugs sich in einen zweiten Empfangsbereich öffnen. Hinter einem kleinen Tisch sitzt eine von Kerrys Kolleginnen, eine junge, hübsche Frau mit glänzendem Josephine-Baker-Afro und großen Kreolohrringen. Ihre Kleidung ist billig aber elegant. Die junge Frau wirft einen Blick auf die Uhr am Empfangstresen und sagt: »Acht Uhr. Du bist früh dran.«

»Hallo, Oreesha. Ich konnte nicht schlafen. Ist er schon da?«

»Glaub nicht, aber wer kann das bei unserem Phantomboss schon wissen?«

»Dann gönn ich mir ein paar Minuten, um zu frühstücken. Mir ist schon ganz flau im Magen.«

»Mach nur, Kleine. Hast du das abgebrannte Haus auf der Shepard gesehen?«

»Ja, weißt du, was da passiert ist?«

»Du hast die Wahl, angeblich war es entweder eine Bombenfabrik oder ein Bienenstock.«

»Wenn es tatsächlich ein Bienenstock gewesen wäre, hätte die Garde das Ding bis auf die Grundmauern abgefackelt.«

Oreesha zuckt mit den Schultern, sodass ihre Ohrringe wackeln. »Vielleicht lassen sie es ja mal etwas ruhiger angehen. Von schmutzigem Honig hat am Ende schließlich niemand was.«

»Sowieso egal. Ich hab schon genug um die Ohren, ohne mir auch noch über so was den Kopf zu zerbrechen.«

Kerrys kleines Büro bildet das Durchgangszimmer zwischen Oreeshas Arbeitsplatz und den Räumen ihres Chefs. Sie stellt ihr Frühstück auf den aufgeräumten Schreibtisch, schaltet den Computer an, schält sich aus ihrem Mantel,

tauscht ihre Stiefel gegen die Schuhe in ihrer Tasche und setzt sich. Nach wenigen Sekunden erscheint auf dem Desktop Diaverdes metamorphischer Bildschirmschoner: Ein Blatt, das sich in einen Fisch verwandelt; der Fisch verwandelt sich in einen Krebs, der Krebs in einen Vogel, Vogel in Mensch, Mensch in Blatt und so weiter, eine Endlosschleife. Kerry blickt über die Schulter zu der goldenen Tür mit dem Namen ihres Chefs: PETER JARIUS, GESCHÄFTSFÜHRER. Drinnen ist alles still. Sie nimmt den Deckel vom Teebecher, zieht den Bagel aus seinem Kondom und beginnt mit kleinen Bissen und Schlucken zu frühstücken.

Sie klickt sich gerade durch die E-Mails der Abteilungsleiter, bearbeitet die weniger wichtigen selbst und markiert die anderen für ihren Chef, als die Tür hinter ihr geöffnet wird.

»Ms. Hackett, würden Sie bitte in mein Büro kommen?«

Kerry erstarrt. Instinktiv gleitet ihre Hand zu dem Mal in ihrem Gesicht. Die schlanken weißen Finger streichen über die dunkelviolette Epidermis. Hitze verbrennt ihre Handfläche. Kerry zwingt ihre Muskeln sich zu entspannen und senkt die Hand. Ohne sich umzudrehen sagt sie: »Sofort, Mr. Jarius.« Sie meldet sich ab (Firmenregeln: Sobald man seinen Platz verlässt, hat man sich abzumelden, selbst wenn angeblich alles gesichert ist), nimmt ihren PDA und tritt durch die angelehnte Tür in das Büro ihres Chefs.

Jarius hat sich bereits wieder hinter seinem sündhaft teuren Schreibtisch niedergelassen, dessen gewollt bescheidenes Design jedem Eintretenden sofort ins Auge fällt.

Die großen Fenster hinter ihm bieten freie Aussicht auf das heruntergekommene Viertel. Er trägt einen maßgeschneiderten, kragenlosen Anzug in modischem burgunderrot, so dunkel, dass es beinahe schwarz wirkt. Sein rostroter Spitzbart, Koteletten und Haartolle sind mit grauen Strähnen durchzogen, die dunkle Gesichtshaut ist mit winzigen, alten Aknenarben gesprenkelt. Jarius empfängt Kerry mit einem strahlenden Lächeln. Kreideweiße Zähne leuch-

ten im grapefruitfarbenen Zahnfleisch; seine Stimme hat die Resonanz einer Regenwassertonne. Wie die Fühler eines neugierigen Insekts gleitet sein Blick über seine Sekretärin, bevor er auf ihrem Gesicht – ihrem Makel? – zur Ruhe kommt.

»Ein wirklich ausgesprochen elegantes Kostüm, das Sie heute tragen, Ms. Hackett.«

Kerrys unbefleckte Gesichtshälfte nähert sich farblich ein klein wenig ihrem Gegenstück. »Es ist nicht so, dass ich es nicht früher schon einmal getragen hätte.«

»Nun, heute passt es ganz besonders gut. Sehen Sie, wir erwarten nämlich überraschenden Besuch – einige Senatoren wünschen eine Besichtigung unseres Hauses –, und da Sie mich während der Führung und auch heute Abend zum Dinner begleiten werden, ist Ihre äußere Erscheinung heute von besonderer Bedeutung. Was selbstverständlich nicht bedeutet, dass Ihr Auftreten jemals unprofessionell oder nicht schicklich gewesen wäre.«

»Dinner? Heute? Aber ich hatte schon Pläne für den Abend ...«

Jarius wischt ihre trivialen Vorhaben mit einer lässigen Handbewegung fort. »Dann müssen Sie es eben absagen. Schließlich kann man unmöglich von mir verlangen, dass ich ganz allein mit diesen neugierigen Regierungstrotzeln fertig werde. Stellen Sie sich bloß vor, die fragen mich nach Statistiken! Kosten! Zahlen! Das ist Ihr Metier, Ms. Hackett, Teil Ihres ultra-kompetenten Propriums.« Jarius zeigt noch einmal sein strahlendstes Lächeln. »Sehen wir den Tatsachen ins Auge, Ms. Hackett, als meine persönliche Assistentin sind Sie nun einmal unentbehrlich.«

»Ich muss zu Hause anrufen.«

Jarius runzelt die Stirn. Er sieht aus wie ein verärgertes Demiurg. »Darf ich fragen, ob Sie noch immer mit diesem Herrn zusammenleben, der Sie letzten Monat zu unserer Weihnachtsfeier begleitet hat? Wie hieß er noch gleich ... Mr. Santangelo, nicht wahr?«